

FRATER GREGOR BAUMHOF

Ochs und Esel – zwei besondere Cheruben

Eine kleine Betrachtung zu den beiden Tieren an der Krippe

„Zwischen zwei Wesen wirst du erkannt“
(Habakuk 3,2)

Ich stütze mich bei meinen Ausführungen auch auf die ausführliche Deutung durch Alex Stock in seiner „Poetischen Dogmatik“, deren Lektüre mich begeistert und tief beeindruckt und neue Sichtweisen auf die Theologie eröffnet hat.

Wir finden an der ältesten romanischen Kirchendecke von Sankt Martin in Zillis ein Feld mit einem Bild zur Weihnacht, ich schärfte nach: mit **dem** Bild zur Weihnacht.

Es zeigt uns, was der Evangelist Lukas erzählt: „Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ (Lk 2,7). Hier gesellen sich zu dem Text gleich die beiden Tiere Ochs und Esel, in nächster Nähe.

Wir schauen mal zunächst auf das in Windeln gewickelte Kind.

Von diesen „Windeln“, den „fasces“ ist schon im Hymnus „Pange, lingua, gloriosi“ von Venantius Fortunatus (+614) die Rede.

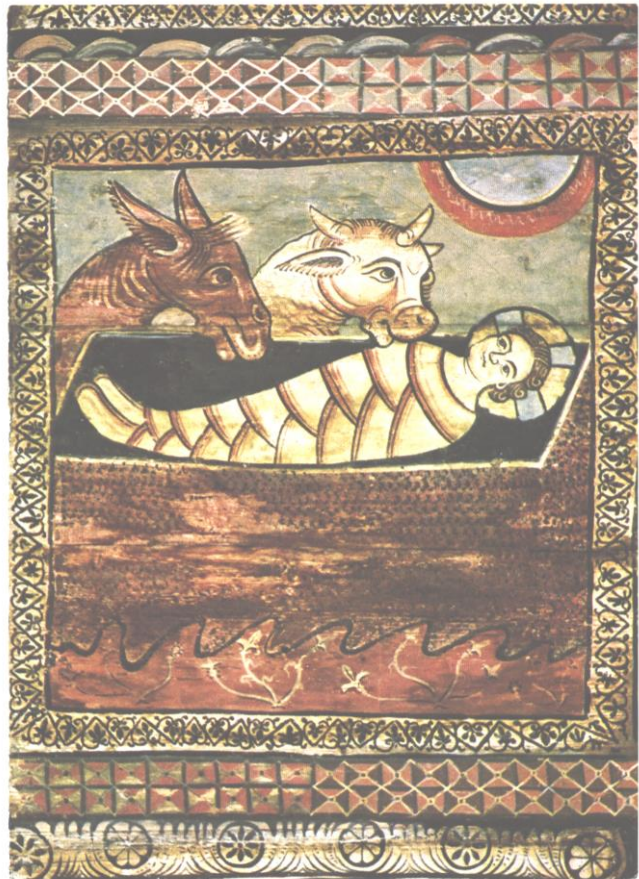


Bild 1 (Kirchendecke Zillis)

Vagit infans inter arta	Weint als Säugling, in der Enge einer
Conditus praesepia	Krippe eingezwängt.
Membra pannis involuta	Fest in Windeln hüllt die Glieder
Virgo mater adligat	die jungfräulich Mutter ein,
Et pedes manusque crura	daß die Füße, Händ und Schenkel
Stricta pingit fascia .	Von dem Band gezeichnet sind.

Von diesen „Fasces“ genannten Binden leitet sich übrigens auch das Wort vom Fatschenkind her.

Dass man ein neugeborenes Kind wickelte, war üblich, wie man Ezechiel 16,4-5 entnehmen kann, wo aufgezählt wird, was mit Jerusalem, das als Findelkind geschildert wird, nicht geschehen sei. Demnach gehört zum normalen Vorgang der Geburt, dass die Nabelschnur durchgetrennt, das Neugeborene mit Wasser abgewaschen, mit Salz abgerieben und in Windeln gewickelt wurde. Wenn nun die Weihnachtsgeschichte nach Lukas diese Routine eigens erwähnt, muss es damit eine Bewandnis haben, übrigens auch mit der Krippe in die das Kind gelegt wurde. Später nämlich nennt in der Erzählung des Lukas der Engel Windeln und Krippe als die beiden Zeichen, an denen die Hirten den Messias erkennen werden: „Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ (Lk 2,12). Der Engel nennt den Hirten keinen Ort. Deswegen will die Darstellung bei Lukas nicht realistisch sein. Windeln und Krippe sind einzig ihres symbolischen Gehalts genannt. Für die Krippe ist das seit je bekannt: das Stichwort „phatän“, Krippe, Hebräisch „ebus“, ist in der Bibel sehr selten. Umso eindeutiger ist der Verweis. Er richtet sich auf den Anfang des Jesajabuches: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt's nicht, und mein Volk versteht's nicht. (Jesaja 1,3).

Das Prophetenwort ist keine messianische Weissagung, sondern eine harte Anklage, die die folgende Gerichtsankündigung einleitet; aber darauf kommt es uns heute hier nicht an. Der Verfasser der Weihnachtsgeschichte argumentiert nicht sinngetreu, sondern wortgenau, nämlich mit dem Stichwort „die Krippe seines Kyrios“. Mit der Nennung des

Umstands, dass Maria ihr Kind in eine Krippe legt, will Lukas sagen, dass das Kind der Kyrios ist; die Krippe ist Ausdruck der Nähe des Erhabenen.

Für eine solche Typologie hätte es auch andere Möglichkeiten als die Krippe gegeben. Aber es ist von Belang, an welcher Stelle im Alten Testament der Bezugstext steht: am Anfang des für die messianischen Verheißungen wichtigsten und zudem in der hebräischen Reihenfolge ersten Prophetenbuchs. Wenn die Weihnachtsgeschichte auf dieses Wort anspielt, will sie die Prophetie des Alten Testaments als Ganze einbeziehen. Lukas zeigt mit der Krippe, dass in der Geburt Jesu die gesamte Prophetie ihre Erfüllung findet. Die bildlichen Darstellungen haben diesen Bezug schon immer richtig gedeutet, wenn sie Ochs und Esel hinzufügen, die im Evangelium nicht genannt werden, und damit den Verweis auf Jesaja 1,3 vollends eindeutig machen.

Weit vor unserem schönen Bild aus der St. Martinskirche in Zillis finden wir schon eine Weihnachtsdarstellung auf einem Sarkophagdeckel im Giebelfeld (Ende 4. Jh.) heute in San Ambrogio in Mailand.

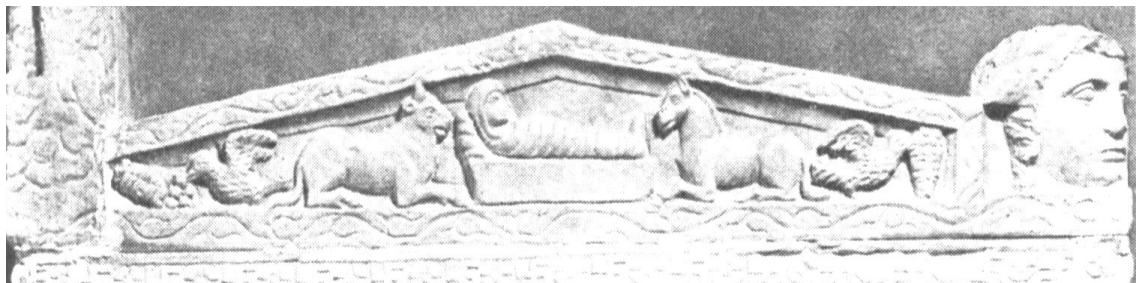


Bild 2 (Sarkophagdeckel, Ende 4. Jh.)

Auch hier stehen nicht Maria und Josef, sondern Ochs und Esel dabei, wohlgermerkt einer links und der andere rechts. Das ist nicht unwichtig. Sie sind fortan in allen Variationen der östlichen und westlichen Kunst neben dem Kind das konstanteste bildnerische Element bis heute, selbst auf jedem besseren Weihnachtsmarkt sind sie fester Bestandteil der Krippenfiguren.

Nach den durch Lukas zitierten alttestamentlichen Bezügen wollen wir in die christliche Überlieferungsgeschichte einsteigen und nachsehen, was aus unseren beiden Tieren wird. Zunächst scheinen die beiden Tiere also lediglich als zwei Wesen, welche die Lagerstatt des Kindes als Futtertrog kenntlich machen. So ist also der Ort der Geburt der Raum der Tiere, „... weil in der Herberge kein Platz war“ (Lk 2,7). Die beiden Tiere falten also

die Fremdheit und Niedrigkeit der Geburt aus und drücken den Gegensatz zur kaiserlichen Hoheit in Rom aus (vgl. Lukas 2,1).

Gregor von Nazianz (330-390), ein Kirchenlehrer der Ostkirche, deutet das Bild im Sinne der Futterstelle weiter: „Verehere die Krippe, durch welche du mit dem Logos genährt wirst, der du ohne Logos (alogos) bist.“ Die Krippe also als Futtertrog des Logos. Den Logos der Welt als Kind und das Kind als Logos der Welt zu erkennen ist die geistige Speise, die die Unvernünftigen zur Vernunft bringt. Hier geht auch die etymologische Bedeutung von dem Geburtsort Bethlehem als Haus des Brotes ein.

Das im 8./9. Jahrhundert entstandene Pseudo-Matthäusevangelium bringt ein anderes alttestamentliches Zitat vor: „Zwischen zwei Wesen wirst du erkannt“ (Habakuk 3,2). Dieser Vers kann als Anspielung auf Exodus 25,22 verstanden werden: „Zwischen den zwei Cherubim, die auf der Bundeslade stehen, werde ich durch dich alles den Söhnen Israels kundtun.“



Bild 3 (Bundeslade)

Wenn der Verfasser des Pseudo-Matthäusevangeliums diesen Vers nun auf die Geburtsszene überträgt, will er damit sagen, dass Ochs und Esel die Krippe als Offenbarungsort nachweisen und was der Ewige kund zu tun hat, nun in einem Kind verkörpert ist. Hier ist der Bildweg nicht mehr weit zu einer ganzen Typologie von Bildern, die darin besteht, dass eine Gestalt in der Mitte flankiert wird durch zwei andere Gestalten. Was Ochs und Esel an der Krippe sind, sind bei Kreuzigungsdarstellungen die beiden Schächer, zwischen denen Christus gekreuzigt wurde, sind die beiden Engel, welche die Mandorla des Pantokrators halten. Dies ist bereits vorgebildet in einem Pektorale um 950:



Bild 4 (Mandorla mit Engeln, Tympanon Westportal Saint-Julien-de-Joncy, Burgund) und Bild 5 (Pektorale, um 950 v. Chr., Tanis, Grab des Scheschonk)

Es ist höchst bemerkenswert, dass in der vorkonziliaren Liturgie am Karfreitag nach der ersten Lesung der Tractus „Domine, audivi“ gesungen wurde, in dessen Verlauf eben jene oben bereits erwähnte Habakukstelle zitiert wird: „Zwischen zwei Wesen wirst du erkannt“. Die Liturgen haben offenbar die Zusammenhänge genau gekannt; unabhängig davon, dass inzwischen nachgewiesen ist, dass es sich dabei um eine Fehlübersetzung handelt. Dieser Satz aus Habakuk würde korrekt übersetzt lauten: „Lass Dein Werk lebendig werden inmitten der Jahre“. Daraus wurde bei der Übertragung der Stelle ins Griechische und Lateinische: „Mitten zwischen zwei Wesen wird man Dich erkennen“.

Wir schreiten fort in unserer Betrachtung und kommen zur *Legenda Aurea*, dem populärsten und meistverbreiteten religiösen Volksbuch des Mittelalters, ursprünglich in Latein, heute natürlich in Übersetzung: „Denn da Joseph gen Bethlehem fuhr mit der schwangeren Maria, da führte er Öchslein mit sich wol, daß er es verkaufe und davon den Zins für sich und Marien löse, und dass sie von dem leben möchten, was dann noch übrigbliebe; und führt auch mit sich ein Eselein; wol, dass es Marien trüge: die zwei Tiere erkannten unseren Herrn und knieten nieder und beteten ihn an.“

Wir erkennen, dass in der *Legenda Aurea* die Tiere nicht mehr als Stellvertreter fungieren, sondern als sie selbst. Sie sind jetzt Repräsentanten der „animalia“: Ochs und Esel sind hier die elementaren Haus- und Nutztiere des Menschen, die der umsichtige Joseph in Dienst nimmt zur Bewältigung der ungewöhnlichen Geburtsumstände. Die menschliche Dienstbarkeit der Tiere springt dann aber unvermittelt in den Kult. Wohl gemerkt: diesen Kult vollziehen sie selber, diesem Kult dienen sie nicht mehr als Opfertiere. Ein Paradigmenwechsel!

Gehen wir noch ein paar Jahrhunderte weiter, so begegnen wir den „*Meditationes Vitae Christi*“, die von Johannes de Caulibus (ca. 1478) verfasst wurden und mit anderen Traktaten unter dem Namen „*Pseudo-Bonaventura*“ firmieren. In den „*Meditationes*“ wird in den knieenden Tieren eine vernünftige Verbindung zwischen Kult und Caritas vollzogen: „Der Ochse und der Esel knieten mit ihren Mäulern über der Krippe und hauchten auf das Kind, als ob sie Vernunft besäßen und wüsten, dass das Kind so armselig gewickelt war, dass es gewärmt werden musste, in jener kalten Jahreszeit.“

Das ist natürlich aus echt franziskanischem Geist empfunden, weil ihm die Geburt in Armut so wichtig ist. Die „Winterzeit“ ist dabei eine Verstärkung dieses Armutsmotivs.

Mit diesem Motiv der Kälte hat sich dann Friedrich Spee (1591-1635), in seinem „*Ein kurz Poetisch Christgesang, vom Ochs und Eselein bey der Krippe*“ befasst.

Ein kurtzes Poetisch Christgesang,
vom Ochs, vnd Eselein bey der Krippen

1.

Der Wind auff Lären Strassen
Streckt auß die Flügel sein:
Streicht hinn gar scharpff ohn maassen,
Zur Bethlems Krippen ein.
Er brummet hin, vnd wider
Der Fliegend Winter Bott.
Greiff an die Gleich, vnd Glider
Dem frisch Vermenschten Gott.

2.

Ach, ach, laß ab von brausen,
Laß ab, du schnöder Wind:
Laß ab von kaltem sausen,
Vnd schön dem schönen Kind.
Vilmehr du deine Schwingen
Zerschlag im wilden Meer,
Alda dich satt magst ringen,
Kehr nur nitt wider her.

3.

Mitt dir nun muß ich kosen,
Mit dir, o Joseph mein,
Das Futter misch mitt Rosen
Dem Ochs, vnd Eselein.
Mach deinen frommen Thieren

So lieblichs mischgemüß,
Bald, bald, ohn zeit verlieren,
Mach ihnn den Athem süß.

4.

Drauff blaset her, ihr beyden,
Mitt süssem RosenWind;
Ochs, Esel wol bescheiden,
Vnd warmets nacket Kind.
Ach blaset her, vnd hauchet,
Aha, aha, aha.
Fort, fort, euch waidlich brauchet
Aha, aha, aha.

Eigentlich zum Schmunzeln: ein Gedicht, in dem der heilige Josef Ochs und Esel Rosen unter das Futter mischt, auf dass ihr Atem, der das frierende Kind in der Krippe wärmen soll, besser riecht.

Es gehört wohl zu den jüngsten Liedern, die Friedrich Spee für seine Sammlung „Trutz Nachtigall“ gedichtet hat. Es ist die Zeit, in welcher allmählich der Brauch des Aufstellens von Kirchenkrippen aufkommt, also etwa ab der 2. Hälfte des 16. Jhts. Das Gedicht findet sich in einigen Weihnachtsanthologien. Ihm ist aber auch die Ehre widerfahren, in die Frankfurter Anthologie aufgenommen worden zu sein.

In dem Gedicht werden wir ins bitterkalte Bethlehem versetzt. Durch einsame Straßen fegt der „fliegend Winterbott“ als eisiger Winterwind, der in Bethlehem den Stall mit der Krippe nicht auslässt und ohne Ehrfurcht auch den in ihr liegenden frisch vermenschten Gott und dessen Gelenke („Gleich“) und Glieder nicht schont.

Mit der Formulierung „frisch vermenschter Gott“, versucht das Gedicht auf seine, auf poetische Weise auszudrücken, was das Credo der Kirche seit dem 5. Jhdt. über das Geheimnis der Menschwerdung und über Jesus Christus bekennt und verkündet: „Wahrer Mensch und wahrer

Gott“. Da er als Mensch auch leidensfähig ist, bibbert er unter der Kälte wie jeder andere auch. Das Gedicht stellt damit deutlich das Menschsein Jesu in den Mittelpunkt. Die Balance erreicht der Dichter, in dem er das Wort „Gott“ gleichsam an exponierter Stelle an den Schluss der Strophe stellt. Im Übrigen findet sich der Ausdruck vom „vermenschten Gott“ schon bei Martin Luther.

Von all den Unbilden des Wetters steht in den Weihnachtserzählungen von Matthäus und des Lukas natürlich nichts. Aber spätestens seit der Weihnachtsfeier des heiligen Franz von Assisi im Wald von Greccio im Jahre 1223 gehören die armseligen Geburtsumstände zu den Motiven der Weihnachtsdichtung. Ihr liegt es daran die Selbstentäußerung Gottes, seine Solidarität mit den Menschen vor Augen zu führen, indem sie den Neugeborenen als bitterlich frierende Kind, von Anfang an leidend und vom Leiden bestimmt zeichnen. Aber bei Spee sind nicht Armut und Wirklichkeit des Stalls das Thema, sondern die Sorge um das Wohlergehen des „schönen“ Kindes. Um des Wohlergehens willen verweist das lyrische Ich (der Dichter selbst) den „schnöden“ Wind in seine Schranken und versucht ihn mit dem dreimaligen „lass ab“ zu bannen. Er möge das Kind „schönen“, das heißt verschonen und soll sich im wilden Meer austoben und sich dort satt ringen und nicht wiederkehren.

Die Sprache der dritten Strophe drängt zur Eile, zur Zubereitung eines Mischgemüses aus Viehfutter und Rosen. Da Joseph für gewöhnlich passiv grübelnd oder schlafend dargestellt wird, muss der Sprecher des Gedichts ihn wachrütteln: „Mit dir nun muss ich kosen, mit dir, o Joseph mein“. Ganz besonders deutlich wird die Eindringlichkeit und Notwendigkeit zum schnellen Handeln ausgedrückt durch „Mach deinen frommen Tieren... bald, bald, ohn Zeit verlieren, mach ihnn den Atem süß“. Möge also Josef Rosen unter das Futter mengen, aus diesem lieblichs Mischgemüse herstellen und das Futter seinen frommen Tieren zum Fressen geben.

Wir finden in dem Gedicht bis hierher drei verschiedene Anredesituationen vor: in der zweiten Strophe wird mit dem Wind eine Naturgewalt angesprochen, in der dritten Strophe mit Joseph ein Mensch, und in der vierten die Tiere. Wenn wir die Anredesituation genauer betrachten, stellen wir fest, dass das die erste Anrede gebieterisch befehlend und zurechtweisend ist. Die dritte Strophe spricht von „kosen“, d.h. plaudern,

und der Dichter wählt die freundlichste und liebevolle Anrede „Josef mein“. Immerhin setzt Josef sofort alles um. In der Anrede an Ochs und Esel wird deutlich, dass ihnen ihr Tun erst antrainiert werden muss. Es ist die Sprache der Dressur, die allerdings behutsam vorgebracht wird, das gute Zureden wird durch Wortwiederholung deutlich. Wir kennen das, dass Dressur immer mehrmaliger Wiederholung bedarf. Hier im Gedicht: „Drauff blaset her, ihr beyden“; „Ach blaset her und hauchet“; „fort, fort, euch waidlich brauchet Aha, aha, aha.“

Lob ist angesagt ehe die Stalltiere ihrem Dienst nachkommen. Statt des kalten Windes der durch den Stall fegt und den „frisch vermenschten Gott“ frieren ließ, weht nun der süße Rosenwind, den die „wohl bescheidenen“, d.h. braven und schnellbegreifenden Tiere ausatmend verströmen. Das „nacket Kind“ wird so unter blumigem Wohlgeruch gewärmt und vor dem Frieren geschützt.

Das Rosenfutter und der wohlriechende Tieratem taucht hier zum allerersten Mal in der Weihnachtsgedichtung auf. Ochs und Esel gehören ja seit jeher zum Kernbestand. Vom wärmenden, wenn auch noch mit unangenehmer Duftnote versehenen Atem von Ochs und Esel haben wir beim Pseudo-Bonaventura schon gehört. Nun tut Friedrich Spee den Schritt vom wenig erquicklichen Gestank zu seiner Verkehrung ins Gegenteil.

Diese letzte Strophe stellt die Pointe unseres Gedichtes dar. Wenn wir zurückblicken, bemerken wir, dass der Blickwinkel von Strophe zu Strophe immer mehr eingeengt wird. In der ersten Strophe herrschte Weitwinkeloptik. Dann ging der Blick vom Außen in das Innere des Stalls, dort auf die heilige Familie und dann auf Ochs und Esel, um schließlich durch das Zoom auf dem süßen Rosenhauch über dem Kind zu ruhen. Auf dieses Geschehen scheint es allein anzukommen.

Aber wir finden noch einen anderen wunderbaren Duktus in dem Gedicht, nämlich die schrittweise Verringerung der Lautstärke. In der ersten Strophe ist vom laut wehenden Wind die Rede, der im Stall grummelt, braust und saust. Die Verwünschungen des Windes sind schon leiser, auch das „kosen“, das Plaudern mit Josef und die Dressur der Tiere erfolgen eher im Flüsterton. Das Gedicht endet im lautlosen und hauchend zu lesenden Atemgeräusch „aha, aha, aha“. An die Stelle des chaotischen Windes ist der gleichmäßig geatmete Rosenwind getreten.

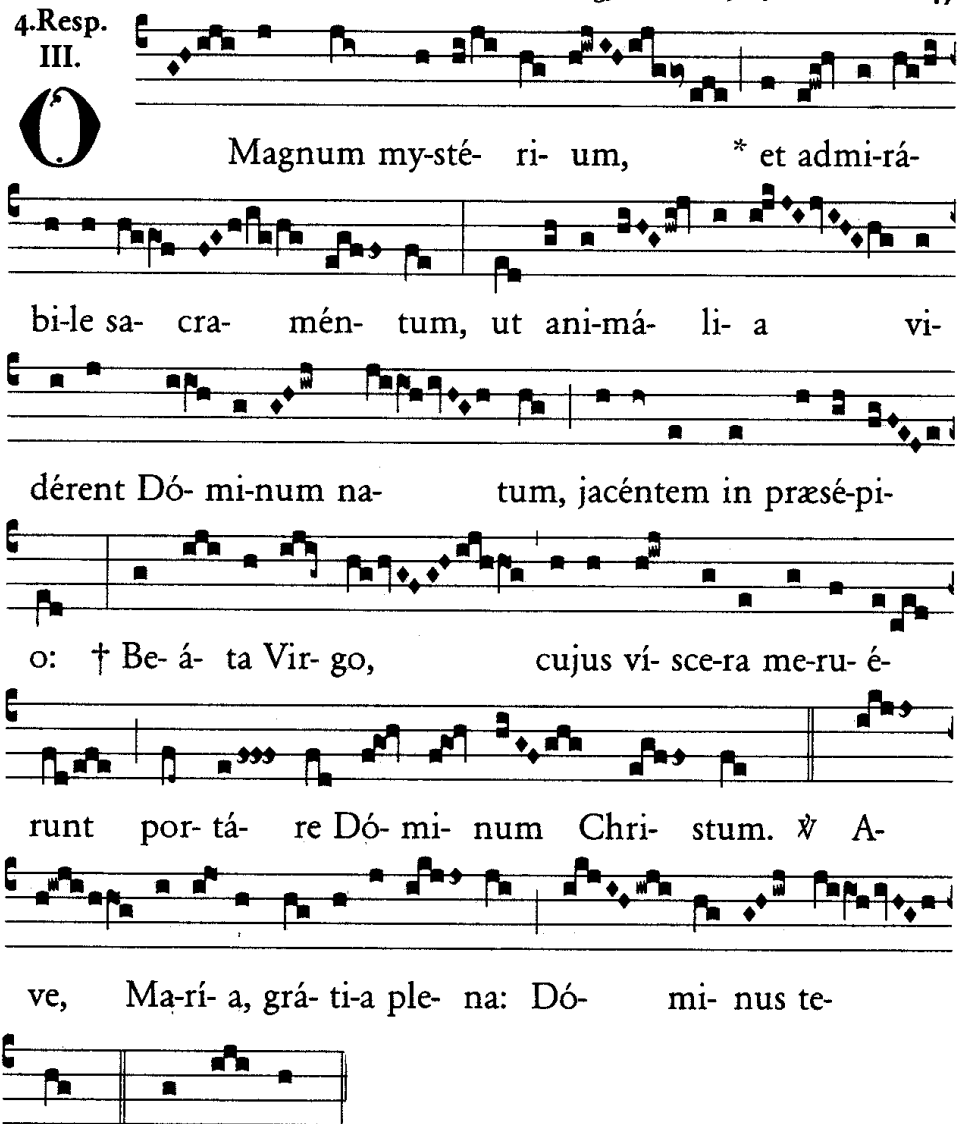
Aber diese Gegensätzlichkeit der beiden Winde, der schnöde Winterwind und der süße Rosenwind betrifft nicht nur den Bereich des sinnlich wahrnehmbaren, sondern auch den Bereich der Spiritualität. Der Wind bekommt das Adjektiv „schnöde“. Es ist ein Adjektiv für die eitle in Sünde verfallene gottwidrige, chaotische Welt. Auch „der Winter Bott“ bringt ja nicht nur Kälte, sondern verhält sich chaotisch und wild. Demgegenüber ist der süße Rosenwind ein Wind, der dem Kind Gutes tun will. Es ist ein Wind der Liebe, ausgedrückt durch die Verwendung der Worte „süß“ und „Rosen“. Es ist der spirituelle Wind der Liebe, den Ochs und Esel in unserem Gedicht aushauchen, ist doch keine Blume so sehr Symbol für die Liebe wie die Rose. Aber genau genommen kommt es auf die Rose selbst gar nicht an, sondern es geht um deren ätherische Wirkung. Der Rosenduft versinnbildlicht die Fürsorge und Liebe des Dichters zu dem Kind. Aber es geht ihm nicht um sich. Er verschwindet aus der Szenerie, sobald die Tiere angeleert sind. Auf seine Person kommt es nicht an. Eines nur ist ihm wichtig, das Kind vor der Kälte zu schützen und ihm ein Zeichen seiner Liebe zu geben. Der süße Rosenwind symbolisiert die Liebe des sprechenden Subjekts zu dem in der Krippe liegenden Jesuskind. Er überbrückt Zeit und Raum und die Distanz zwischen Mensch und Gott. Er wird zu einem Zeichen der Ehrerbietung und Ehrfurcht, zur Verehrung des Höchsten. So betrachtet ist eine Art Inzens mit Rosenduft.

So sehr die beiden Tiere uns in Bild und Dichtung präsent sind und so viel sagen können, so wenig haben sie Einzug in liturgische Texte gefunden. Nur in einem Responsorium der zweiten Nokturn aus der Vigil von Weihnachten haben sie eine kleine Spur hinterlassen, aber auch diese Spur ist im II. Vatikanischen Brevier nicht mehr zu finden! Dieses Responsorium ist deswegen nun neben den Bildern eine akustische Gabe:

○ magnum mysterium

℞ simile Habac. 3,2 ✕ Luc. 1,28; K21 v. — H47

4. Resp.
III.



Magnum my-sté-ri-um, * et admi-rá-
bi-le sa-cra-mén-tum, ut ani-má-li-a vi-
dérent Dó-mi-num na-tum, jacéntem in præ-sé-pi-
o: † Be-á-ta Vir-go, cujus ví-sce-ra me-ru-é-
runt por-tá-re Dó-mi-num Chri-stum. ✕ A-
ve, Ma-rí-a, grá-ti-a ple-na: Dó-mi-nus te-
cum. † Be-á-ta.

Übersetzung:

○ welch großes Geheimnis und wunderbares Sakrament, dass die Tiere den neugeborenen Herrn sehen, der in der Krippe liegt. Selig die Jungfrau, deren Schoß gewürdigt war, Christus den Herrn zu tragen. V. Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir.

Auch in einem Kirchenlied hatten Ochs und Esel noch Spuren hinterlassen, und zwar in dem bekannten Lied „Ein Kind geboren zu Bethlehem“. Dieses Lied geht zurück auf einen lateinischen Hymnus „Puer natus in Bethlehem“. Dieser Hymnus, wechselchörig gesungen, ist ein seit dem 15. Jhd. bekanntes, beliebtes und variiertes Lied. Es gehörte in deutscher Übersetzung zum Bestand in vielen evangelischen und katholischen Gesangbüchern. Die dritte Strophe lautet: „Das Öchslein und das Eselein, erkannten Gott den Herren sein“ („cognovit bos et asinus, quod puer erat Dominus“).

Hymnus „Puer natus in Bethlehem“

(14./15. Jhd.)

Puer natus in Bethlehem Unde gaudet Ierusalem	Ein Kind gebar uns Bethlehem, Drob freuet sich Jerusalem.
Hic iacet in praeseptio, Qui regnat sine termino.	Hier liegt er in der Krippe, seht, Des Reich in Ewigkeit besteht.
Cognovit bos et asinus Quod puer erat Dominus.	Das Öchslein spürts, der Esel gar, Welch Weltherr ist dies Kind fürwahr.
Reges de Saba veniunt, Aurum, thus, myrrham offerunt.	Drei Könige Sabas treten ein, Ihm Weihrauch, Myrrhen, Gold zu weihn.
De Matre Natus Virgine Sine virile semine.	Magdliche Mutter ihn gebar, Vom Manne wußt sie nimmerdar.
Sine serpentis vulnere De nostro venit sanguine.	Der Schlange Biß kein Leid ihm tut, der doch von unserm Fleisch und Blut.

In carne nobis similis, Peccato sed dissimilis.	Uns allen gleich an Fleischgestalt, hat Sünde nicht bei ihm Gewalt.
Ut redderet nos homines Deo et sibi similes.	Er schüfe gern uns Menschen gleich Mit sich und Gott im Himmelreich.
In hoc natali gaudio Benedicamus Domino.	Da sein Geburtsfest heut erschien So dankt dem Herrn und preiset ihn.
Laudatur sancta Trinitas, Deo dicamus gratias.	Der heiligen Dreifaltigkeit, Dem Herrn sei Dank und Lob geweiht.

Im katholischen Gotteslob wird die Tierstrophe übersprungen. Dass bei der kleinen Amputation die ikonographische Urszene von Weihnachten ihre letzte Erinnerung im kirchlichen Liedrepertoire verlor, ist dabei vermutlich gar nicht aufgefallen.

Aber die beiden haben dafür Unterstand gefunden in der freien Literatur: wir finden bei Jules Supervielle (1884-1960) eine Geschichte, in der der Stall zu so etwas wie einer Arche Noah wird, in der die Tiere sich ein Stelldichein geben. Mit einem kurzen Auszug aus dieser Geschichte möchte ich meine Betrachtung abschließen.

„... Ochs und Esel fragten sich, ob man die fehlenden Tiere zulassen dürfte, und auch Dromedare, Kamele, Elefanten: alles Tiere, die ein bisschen verdächtig sind vor lauter Buckel, Rüssel, Bein und Fleisch. Dasselbe galt für hässliche Tiere, Insekten wie die Skorpione, Taranteln, die Riesenspinne, die Schlangen, alle, die Gift in sich entstehen lassen, tags und nachts und selbst morgens, wenn alles so klar ist. Die Jungfrau zögerte nicht. „Ihr könnt alle kommen lassen, mein Kind ist so sicher in seiner Krippe, als wäre es oben im Himmel.““

Der gesamte Text findet sich in dem Büchlein von Peter Härtling „es hofft die ganze welt“ - Mein Weihnachtsbuch, Stuttgart 1995. Es ist eine

seitenlange Visite, in der die Tiere sich dem Kind in der Krippe vorstellen, ein jedes nach seiner Art, wie gerade erwachend zur Freiheit der Kinder Gottes. „Bemerkenswert war der Takt der Schlangen, die es vermieden, die Jungfrau anzusehen, und sie gingen ihr weit aus dem Wege. Dann schieden sie mit so viel verhaltener Würde, als seien sie Tauben oder Wachhunde.“

Hier in der modernen Literatur schließt sich ein Kreis, der in der Vision vom Tierfrieden (Jesaja 11,1-10) angefangen hat und den Supervielle in die Traumfantasie einer dem göttlichen Kind von der Vielfalt der Geschöpfe gewidmeten Geburtstagsbescherung überführt.

So sind durch Ochs und Esel, deren Zusammenspannen das mosaische Gesetz verbietet (5 Mose 22.10), als Tiere im Kernfeld christlicher Vorstellung beheimatet. Die Beziehung von Mensch und Tier, die heute eher ethisch und von der Schöpfung her gesehen wird, könnte sie nicht durch unsere Betrachtung um eine erlösungsrelevante Perspektive ergänzt werden?